David Wagner / Jochen Schmidt

Drüben und drüben

Schriftenreihe Band 1543

David Wagner / Jochen Schmidt

Drüben und drüben

Zwei deutsche Kindheiten

bpb:
Bundeszentrale für
politische Bildung

David Wagner, 1971 in Andernach am Rhein geboren, lebt als Schriftsteller in Berlin.

Jochen Schmidt, 1970 in Ost-Berlin geboren, lebt als Schriftsteller in Berlin.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

Bonn 2014
Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung: Naumilkat – Agentur für Kommunikation und Design, Düsseldorf
Umschlagfotos: Beitrag Schmidt, oben © akg images/Thomas Kläber. Kinder in Berlin-Prenzlauer Berg, 1979. Beitrag Wagner, oben © ullstein bild/Mehner. Kinder in Berlin-Kreuzberg, 1972. Foto unten (Beitrag Schmidt und Wagner): © R. Feldrapp/Helga Lade. Grenzöffnung zwischen Hof (Bayern) und Plauen (Sachsen), November 1989.

Innentypografie und Fotografie: Daniel Sauthoff
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-8389-0543-3
www.bpb.de

Inhalt

Kinderzimmer
SEITE 7

Wohnzimmer
SEITE 21

Küche
SEITE 32

Badezimmer
SEITE 49

Garten
SEITE 56

Wege
SEITE 78

Schule
SEITE 85

Spielplätze
SEITE 102

Bei anderen
SEITE 120

Im Auto
SEITE 125

Ferien
SEITE 130

Niemandsland
SEITE 141

9. November 1989
SEITE 150

Kinderzimmer

Ich stand auf dem Bett und hüpfte auf und ab. Mein Zimmer leuchtete gelb, die Wände waren frisch gestrichen, am Wandstück neben mir hingen meine Messer. Ich hüpfte auf der grünen Frotté-Tagesdecke, die Liegefläche federte, unter der Matratze war kein Lattenrost, sondern ein aus Draht geknüpftes Gewebe: ein Trampolin aus federnden Metallringen. Das Bett ächzte, es war weich. Lag ich in ihm, fühlte ich mich sicher, denn unter meiner Matratze spannte sich Kettenhemdstoff, den kein Pfeil durchdringen konnte. Kettenhemden kannte ich aus den Ritterburgen am Rhein – schwere, aus winzigen Metallringen gefertigte Schutzkleidung, die Schwerthieben standhielt. Von unter dem Bett hätte mich niemand erdolchen können.

Die Messer an der Wand hingen an Nägeln, die ich selbst eingeschlagen hatte, die meisten krumm. Unser Haus war nicht gemauert, sondern aus Beton gegossen und anschließend ausgehärtet. So stellte ich es mir vor, und so sah ich es auf den Baustellen im Neubaugebiet: Verschalungsbretter wurden zu Formen gezimmert und Hohlräume mit Flüssigbeton gefüllt. Auf den nackten Wänden, so war es auch in

manchen Räumen unseres Hauses, blieb später die grobe Maserung der Verschalungsbretter zurück, eine Zeitlang dachte ich, Beton sei eine Art versteinertes Holz. Waren da nicht sogar Astlöcher zu sehen? Und, zweite Frage, wohnten wir in einem Bunker?

Ich schaute mich um. Links von mir lagen Bücher auf dem Boden, die ich aus der Stadtbücherei ausgeliehen hatte, auch eigene waren dabei, Lustige Taschenbücher etwa, Donald Duck las ich jeden Tag. Vielleicht lagen da auch *Die Insel der Abenteuer* von Enid Blyton oder *Die drei Fragezeichen und der tanzende Teufel*, das nicht Alfred Hitchcock geschrieben hatte, wie ich von meiner ältesten Schwester wusste, obwohl sein Name und ein stilisiertes Schwarz-Weiß-Porträt von ihm auf den Umschlag gedruckt waren. Das Fußende meines Bettes zeigte Richtung Schreibtisch, über ihm hingen Regale mit weiteren Büchern. Eigentlich hatte ich zwei Schreibtischplatten, das Zimmer war groß oder kam mir groß vor, lag voll von allen möglichen Dingen, die im Kinderzimmer eines Grundschülers herumliegen können: Stifte, Pinsel, Blöcke, Papiere, Schulbücher, Zettel, Munition für Spielzeugpistolen, Steine, Murmeln, eine kaputte Erbsenpistole, eine Zwille, Dartpfeile, andere Malutensilien, Süßigkeitenpapiere, eine aufgebrochene Sparbüchse, Taschenmesser, eine Uhr, noch eine Uhr, Bilder, eine Blockflöte, ein Springseil und so fort. Dahinter das Doppelfenster, das hinunter – mein Zimmer lag im ersten Stock – auf den Garten ging, auf den Rasen, den ich jede Woche mähen musste, und die Bäume. Dem Haus am nächsten stand der Kirschbaum, dessen Kirschen im Frühsommer gegen die Vögel verteidigt werden mussten, dann

kamen der Apfel- und der Pfirsichbaum, dahinter der Walnussbaum, die große Blutbuche stand schon einen Garten weiter.

Ich wippte leicht hin und her und auf und ab, nicht wild, nein, ich hüpfte nicht ausgelassen, denn ich stand mit einem Messer in der Hand auf meinem Bett, wollte mir alles noch einmal ansehen, wollte mir mein Zimmer einprägen, den grauen Teppichboden und den weißen Schrank, der die meinem Bett gegenüberliegende Wand komplett ausfüllte, ein riesiger Kleiderschrank mit fünf oder sechs Türen – «der Interlübke», wie meine Mutter sagte, um ihn von dem anderen Kleiderschrank in ihrem Schlafzimmer zu unterscheiden. Meine Anziehsachen belegten dort nur ein Segment, Spielzeug ein zweites, hinter den anderen Türen hingen ältere Kleidungsstücke meiner Eltern, Mäntel, Pullover, Skianzüge, Wintersachen. Der Schrank, seine Türen waren mit Bildern von Burgen, Flugzeugträgern und Raubvögeln beklebt, zog sich bis zum Fenster, dort blieb ein schmaler Spalt zur Wand, zu schmal, um sich hineinzuzwängen. Hin und wieder warf ich Papiere und leere Süßigkeitenverpackungen dort hinein und baute einen Sichtschutz aus Büchern und Spielsachen davor, die Verpackungen der mitunter geklauten Süßigkeiten hätten im Papierkorb ja auffallen können, dachte ich mir – aber natürlich war das Problem, als diese private Müllhalde eines Tages entdeckt wurde, dann viel größer.

Auf der Fensterbank stand mein Fernglas, da lagen auch ein paar Holzstücke und Äste, an denen ich gerne herumschnitzte, und, wenn ich den nicht unten im Garten gelassen hatte, mein selbstgebauter Bogen und ein paar Pfeile.

Manchmal schoss ich durch das offene Fenster hinunter auf den Rasen, Richtung Spatzen.

Ich stand mit dem Dolch in der Hand auf dem Bett und wippte, die Klinge pikste mich auf Nabelhöhe durch den Stoff meines roten Cord-Hemds, ein Winterhemd, es war Februar. Ich war zehn, fast elf Jahre alt und wollte es wissen, wollte mich in den Dolch stürzen, den unsere Nachbarin mir aus Marokko mitgebracht hatte, wollte wissen, was es mit diesem Leben auf sich hatte. Müsste sich, dachte ich, doch herausfinden lassen.

Die Lustigen Taschenbücher neben meinem Bett gehörten fast alle meiner ältesten Schwester. Manchmal kam sie in mein Zimmer und forderte sie zurück.

«Die sind aber schon so lange bei mir», sagte ich dann. «Das sind jetzt meine.»

Wovon sie sich nicht beeindrucken ließ. Andere hatte ich von meinen Cousinen geliehen und bisher nicht zurückgegeben – es würde wohl auch nicht mehr passieren. Die restlichen stammten vom Flohmarkt, oder sie waren Freunden abgekauft.

Innen hatten sie abwechselnd eine kolorierte und eine schwarz-weiße Doppelseite, also war nur jede zweite Doppelseite farbig. Musste der Ehapa-Verlag Farbe sparen? Oder sollte ich diese Seiten ausmalen? Sobald ich in die Geschichte versunken war, fiel mir das gar nicht mehr auf, vielleicht mochte ich die schwarz-weißen Seiten sogar lieber. Gute Geschichten brauchten ja keine Farbe.

Lustige Taschenbücher waren teuer und wurden immer teurer. In Bahnhofsbuchhandlungen klebten nicht selten

neue Preisaufkleber über den aufgedruckten Preisen. Ach, das war diese sogenannte Inflation! Das Gerede kannte ich ja: Alles wird immer teurer!

Nur zu besonderen Anlässen bekam ich ein neues, vor einer langen Bahnfahrt vielleicht – so lautete auch der Slogan der Reklame: Nicht nur auf langen Bahnfahrten. Den Preis eines Lustigen Taschenbuchs rechnete ich schon bald in Lesezeit um, die reine Lesezeit war bei einem neu gekauften teuer. Ich brauchte ja nie lange, um es durchzulesen. Eine Stunde? Zwei?

Es lagen auch Asterix-Hefte neben dem Bett. *Asterix bei den Schweizern* – wer sein Brotstückchen zum dritten Mal im Käsefondue verliert, wird mit Gewichten im See versenkt. *Asterix bei den Goten* fand ich nicht so lustig, ich hatte bereits verstanden, dass die Witze darin auf unsere, auf deutsche Kosten gingen.

Spielzeug lag nicht nur in meinem Zimmer, Spielzeug sammelte sich auch im Keller, Spielkeller genannt. Wir hatten viel gekauft, vererbt, geschenkt bekommen: Bauklötze, Lego, Spielzeugsoldaten, -cowboys und -indianer sowie ein Kasperletheater mit Handpuppen aus Kunststoff und älteren, holzgeschnitzten Puppen – wir besaßen zwei Krokodile und zwei Wachtmeister, die gegeneinander antreten konnten, einer der Wachtmeister hieß immer Dimpflmoser. Ich hatte Play-BIG-Figuren, die etwas größer waren als Playmobil-Figuren und ihre Füße bewegen konnten, außerdem frühe Playmobil-Figuren und ein Playmobil-Polizeiauto, die Playmobil-Welt war noch schlicht, sie war erst dabei, sich zu entwickeln, Playmobil gab es noch nicht lange, seit 1974

erst. Für meine älteste Schwester blieb Playmo, wie wir es schon bald abkürzten, «Spielen wir Playmo?», immer das neue Spielzeug, ihr gefiel Lego besser. Sie baute sich Lego-Puppenhäuser und ließ die batteriebetriebene Lego-Eisenbahn fahren, auf blauen Lego-Schienen, die mit Lego-Schwellen zusammengesetzt werden mussten.

Die Legosteine, alte und neue gemischt, steckten zusammen in großen Tonnen, sie verteilten sich in meinem Zimmer auf dem Boden, im Esszimmer und im Wohnzimmer, die Schiffe, Flugzeuge und Flugzeugträger, die ich konstruierte, mussten ja durchs ganze Haus. Es gab das Lego-Geräusch, das Lego-Rasseln, wenn wir in den Tonnen wühlten oder die Steine auskippten, in meinem Zimmer versuchte ich jedoch immer, einen Pfad von meinem Bett bis zur Tür freizuhalten, ich wusste ja, wie weh es tat, nachts barfuß auf dem Weg ins Bad auf einen Legostein zu treten.

Ich hatte viel und wünschte mir immer mehr, Spielzeug hatte ich nie genug. Ich wünschte mir mehr Piraten und das Wikingerschiff von Play-BIG, mehr Ritter für die Ritterburg und Weichen, Waggons, Signale und Lokomotiven für die LGB, meine Eisenbahn, Spurweite fünfundvierzig Millimeter. Die LGB war eine große Modellbahn, eine Groß-Bahn, zu Weihnachten und zum Geburtstag bekam ich Gleise und Waggons. Das erste Paket hatte ich ebenfalls zu Weihnachten bekommen, es war ein Starter-Paket und bestand aus einem Schienenkreis, einige Geraden gab es extra. Später kamen Weichen, Signale und eine Kreuzung hinzu.

Mir war schon damals klar, wie teuer diese Eisenbahn war, ein Waggon kostete über fünfzig Mark, aber anschei-

nend – waren wir so reich, war ich ein verwöhntes Kind? – konnten meine Eltern sich das leisten.

Mein Vater ließ mich mit meiner Eisenbahn allein, ich baute und baute, er baute nicht mit. Die größere der beiden Dampflokomotiven konnte aus dem Schornstein qualmen, ich musste bloß Dampföl einfüllen. Ich liebte den Kranwagen, die Kupplungen und die Rücklichter der Lokomotive. Die Eisenbahn auf-, um- und wieder abzubauen war das eigentliche Spiel, Gleisbauarbeiten, immer wieder neue Strecken planen und errichten. Das andere wichtige Eisenbahnspiel hieß «Zugunglück»: Die Lok und ihre Wagen entgleisen lassen, etwas auf die Schienen legen und den Unfall herbeispielen, die LGB hielt das aus, ich konnte sie im Garten über die Wiese fahren lassen, der Rasen wurde zur Prärie. Indianerüberfälle, ein Bandit entführt den Zug, er möchte das Gold aus dem Güterwagen rauben, das Gold hatte ich selbst hergestellt: kleine weiße Kieselsteine, mit Goldfarbe angepinselt. Es sollten Nuggets sein.

Die Westernstadt baute ich am einen, die Ritterburg am anderen Ende der Strecke auf. Später gefiel mir das nicht mehr, Ritterburgen und Ritter in Rüstungen passten nicht zu Eisenbahnen, in der Ritterzeit hatte es doch noch keine Eisenbahnen gegeben. Andererseits: Fuhr die Eisenbahn am Rhein nicht auch an Ritterburgen vorbei?

Die Westernstadt, die im Größenverhältnis so gut zur LGB passte, bestand aus fünf oder sechs Häusern, es gab ein zweistöckiges Hotel, einen Saloon mit Schwingtüren, eine Post und ein Gebäude, in dem der Sheriff sein Büro hatte und das gleichzeitig ein Gefängnis war. Die aus schmalen, dunkel gebeizten Rundhölzchen und Sperrholz zusammen-

geleimte Stadt wirkte nie echter und überzeugender als in dem Augenblick, als ich sie beim größten und zugleich letzten Indianerangriff im Garten Feuer fangen und vollständig abbrennen ließ. Die Plastikcowboys, die sich auf dem Flachdach des Gefängnisses verschanzt hatten, verteidigten sich bis zur letzten Patrone und schmolzen dahin. Von meiner Westernstadt blieb, fast wie im Film, nur Asche.

Rings um meine Ritterburg aus Hartplastik, die ich, hätte sie sich anzünden lassen, wohl ebenfalls verbrannt hätte, stellte ich Rittergeschichten nach: Angriff auf Burg Katz, der Kampf um die Feindlichen Brüder, die Eroberung der Burg Drachenfels, König Richard Löwenherz' Gefangenschaft und Ivanhoe. Die Ritterschlachten folgten mir bis in den Schlaf, ein oder zwei Lieblingsritter nahm ich mit ins Bett, aus der Bettdecke ließen sich felsige Burgen mit Verliesen und hohen Zinnen im Nu errichten und wieder zerstören.

Im Spielkeller fand die LGB schließlich einen festen Ort. Meine Mutter ließ vom Schreiner eine Pressholzkonstruktion errichten, die drei Viertel des Raumes ausfüllte, eine Modellbauplatte mit einer Öffnung in der Mitte, in der ich stehen konnte, sodass ich mich inmitten meiner Modellbaulandschaft aus Kaninchendraht und Pappmaché befand, Hügel, Berge und Tunnel hatte ich mir gebaut, dazu eine Rampe, die über ein schmales Brett an der Wand entlang in die Höhe führte. Die kleinere meiner beiden Lokomotiven schaffte es gerade so hinauf.

Im Spielkeller stand ein Radioapparat, der mir eine Antiquität aus der Radio-Vorzeit zu sein schien, ein Gerät mit elfenbeinfarbenen Tasten, Stoffbespannung und einer Skala,

die, wenn eingeschaltet, honig-bernsteingolden leuchtete. Manchmal, wenn ich keine Lust mehr auf die Eisenbahn, Legobauarbeiten oder Fischer-Technik-Konstruktionen hatte, spielte ich an diesem Radio herum, drehte an dem großen, runden, am Rand geriffelten Senderknopf, und der rote Strich bewegte sich. Die mechanische Übertragung war zu spüren, über die Skala und ihre seltsamen Ortsnamen hinweg: Stuttgart, Hilversum, Beromünster, Monte Ceneri – wo lagen diese Orte? Und konnte ich mich mit diesem Gerät von Telefunken vielleicht dorthin transportieren lassen? Teleportieren? Ich drehte und hörte es rauschen, ich hörte es fiepen, hörte Stimmen und fremde Sprachen, war das Italienisch? Ich hörte Sphärengeräusche, redeten da die Toten? Waren sie in dem Wellendurcheinander zu hören? Sprach meine Großmutter zu mir, in deren Wohnzimmer das Radio einmal gestanden hatte? Schwebten längst gehaltene Reden, längst gesungene Lieder durch den Raum? Ließen sie sich mit diesem Empfänger wieder einfangen?

Es gab den Eisenbahn- und Puppenkeller und den Raum, in dem im Winter die Tischtennisplatte stand. Der Weg in den Vorrats- und Weinkeller führte am Schuhregal und dem Verschlag unter der Treppe vorbei, in dem alte Decken, Luftmatratzen, ein Schlauchboot und müffelnde Zelte lagerten. Aus dem Vorratskeller drang der Duft von Äpfeln und Kartoffeln, an denen oft noch ein wenig Erde klebte, sie kamen zentnerweise von einem Bauernhof. Ein Kühlschrank mit Tiefkühler und eine große Tiefkühltruhe standen dort, in ihr suchte ich zwischen tiefgefrorenen vorgekochten Mahlzeiten und Gefrierbeuteln mit Beeren nach Eis. Hatten wir nicht noch eine Zehn-Liter-Vorratspackung

aus der Metro? Auf Metallregalen lagerten Konservendosen, etliche Packungen Haferflocken, Eingemachtes, Mehl, Reis und andere Grundnahrungsmittel, lange haltbare Vorräte stapelten sich, der Atomkrieg wurde ja erwartet, wer weiß, vielleicht müssten wir monatelang im Keller bleiben? Ich hätte dort immerhin die Eisenbahn gehabt, mir wäre sicher nicht langweilig geworden – oder vielleicht doch? Einige der Konservendosen auf den Regalen waren sehr alt, sie standen schon immer da, ich wusste, sie waren älter als ich. Ob wir auch die dann würden essen müssen? In einer, sie wirkte uralt, steckte ein ganzes Huhn.

Ganz oben im Haus, unter dem Dach, im Arbeitszimmer meines Vaters, gab es auf einem Tisch vor seinen Bücherregalen eine weitere Modelleisenbahn, eine Minitrix, meine Mutter hatte sie ihm geschenkt. Er schien sich über das Geschenk zu freuen – aufbauen, einrichten und betreuen musste diese Anlage jedoch ich. Nun hatte ich die große Eisenbahn im Keller und eine viel kleinere, miniaturisierte unter dem Dach, eine Modelleisenbahn meiner Modelleisenbahn gewissermaßen. Mein Vater spielte nie mit ihr, jedenfalls sah ich ihn nie damit spielen – hatte ich sie ihm nicht gut genug aufgebaut? Oder spielte er heimlich, spätnachts, wenn ich schlief?

Während der Modelleisenbahn-Aufbauarbeiten stieß ich in seinem langgezogenen Arbeitszimmer mit Dachschräge, die Sonne schien durch die Dachluken, zwischen langweiligster Fachliteratur auf zwei Sex-Bücher. Das eine war voller Schwarz-Weiß-Abbildungen, zwei Malermodellpuppen übten Stellungen, öde. Das andere jedoch, ich sah es mir immer wieder an, war ein Foto-Porno-Roman: Zwei

Paare spielen erst Karten und ziehen sich dann aus, treiben es wild miteinander und durcheinander, ficken, lecken, blasen, mit allem Pipapo. Nach dieser Entdeckung ging ich oft am frühen Nachmittag hinauf ins Arbeitszimmer meines Vaters, nicht um mit seiner Eisenbahn zu spielen, sondern weil ich mir wieder diesen Foto-Roman ansehen wollte. Eine Szene spielte in einem Buchenwald: Das Paar, das anfangs nicht zusammengehörte, fickt unter Bäumen, sie lehnt sich an den Stamm, sein Schwanz steckt in ihr. Ich wusste noch nicht, ich war elf Jahre alt, warum mich das so faszinierte – bemerkte allerdings, dass ich immer, wenn ich diese Bilder ansah, eine Erektion bekam.

Später, als ich mit einer meiner Schwestern das Zimmer getauscht hatte, stand ein Radiorekorder am Kopfende meines Bettes. Für mich hieß es Radiorekorder, ein Jahrzehnt zuvor noch Kofferradio. Von einem Kofferradio – in unserer Küche stand eines von Nordmende – unterschied mein Radiorekorder sich durch den eingebauten Kassettenrekorder, mit dem ich, war ich schnell genug, Lieder, die mir gefielen, oder den einen, langersehnten Song aus dem laufenden Radioprogramm mitschneiden konnte. Leider quatschte der Moderator nicht selten in den Schluss der Aufnahme hinein, sein Gerede, ein abgebrochener Satz, blieb dann für immer auf dem Band.

Ich erinnere mich an die so oft im Halbschlaf ausgeführte Bewegung, die nötig war, um meinen Radiorekorder an- oder auszuschalten: Den Arm im Liegen über den Kopf hinweg zu dem kleinen Schiebeschalter strecken, hinauf mit ihm, und das Radio ging an. Manchmal rutschte

der Radiorekorder zwischen Bett und Wand nach unten, ich hatte ihn nur eingeklemmt. Heftige Bettbewegungen ließen ihn Richtung Teppichboden sacken.

Mir kommt es vor, als könnte ich diesen Radiorekorder, ein Modell von 1982 oder 1983, mit jener damals so oft ausgeführten Bewegung auch heute jederzeit wieder einschalten. Dabei gibt es diesen Sanyo-Radiorekorder schon lange nicht mehr. Auch das Bett nicht, in dem ich damals lag. Das Zimmer, ja selbst das Haus gibt es nicht mehr, es wurde abgerissen, ein Apartmenthaus steht nun an seiner Stelle, und von dem Garten, in dem ich gespielt habe, ist nicht viel übrig. Und ja, sogar das Land, in dem das Haus stand, gibt es so nicht mehr – es ist jetzt viel größer und hat seit vielen Jahren eine andere Hauptstadt.

Wir hatten reihum die Zimmer getauscht: Ich war nun in dem zur Straße, das meine jüngste Schwester bewohnt hatte, mein Bruder war ins ehemalige Arbeitszimmer meiner Mutter gezogen, meine zweitjüngste Schwester in mein altes Zimmer und meine jüngste Schwester ins frühere Schlafzimmer meiner Eltern. «Die Alten», wie wir sie inzwischen nannten, zogen hinauf in den zweiten Stock, meine älteste Schwester war bereits ausgezogen.

Hin und wieder hackte ich – offenbar war ich wütend? – mit dem Bajonett, das ein Onkel mir passender- oder unpassenderweise zur Konfirmation geschenkt hatte, auf meinem Bett herum. Ich malträtierte einen armen Bettpfosten, gegen Ende meiner Schulzeit spaltete ich ihn dann mit einem Hieb von oben nach unten. Gehen in Teenagergehirnen nicht häufig seltsame Sachen vor sich? Bringt die sich verändernde Biochemie sie nicht durcheinander? Den

Bettpfosten klebte ich mit Kreppband wieder zusammen, ich wickelte ihm einen Verband, verbrauchte eine halbe Rolle, das Klebeband hatte fast die Farbe des Holzes.

Ich kratzte Umrisse in den Putz der Wand neben meinem Bett, Seekarten unbekannter Inseln. Klopften die Heizungsrohre in der Mauer, schlug ich mit einem Messergriff dagegen. Nach ein paar Jahren, stetes Klopfen höhlt den Stein, hatte die Wand ein Loch. Ein ziemlich großes Loch. Ich klebte ein Bild davor, eine selbstgemalte Weltkarte.

Stand das Fenster in der Nacht offen, hörte ich vom Bett aus die Schiffe auf dem Rhein, hörte die Schiffsdiesel tuckern. Ich hörte auch die Güterzüge auf der anderen Rheinseite, eher selten ein Auto, wir wohnten in einer ruhigen Straße.

Das grüne Licht des Radioweckers leuchtete von meinem Nachttisch bis zu mir im Bett. Seine Digitalanzeige schimmerte mir zu, der Nachttisch war eigentlich ein Regal, in dem sich Bücher stapelten, die ich schon lange nicht mehr angerührt hatte. Die Leuchtziffern schauten mich bis kurz vor acht mit mir schon bekannten Jahreszahlen an: Zwölf vor sieben war 1848, Waterloo war da schon dreiunddreißig Minuten oder Jahre vorbei. Der Erste Weltkrieg begann um vierzehn nach sieben und dauerte bis achtzehn nach sieben, der Zweite tobte von neunzehn Uhr neununddreißig bis Viertel vor acht. 19:59 war die letzte vertraute Jahreszahl, dann kam die Zukunft, folgten die Jahreszahlen der Futurologen und der Science-Fiction. Um acht begann das ferne Jahr 2000. 20:02 mochte ich aus Liebe zur Symmetrie, 20:20 der Wiederholung wegen. Kurz danach schlief ich meist ein. Bis 21:21 kam ich erst im dritten Schul-

jahr, 22:22 sah ich nur zu besonderen Gelegenheiten, an Silvester (noch über anderthalb Stunden bis zum Jahreswechsel) oder wenn ich heimlich mit Taschenlampe unter der Bettdecke las. Wecken ließ ich mich von diesem Radio nie, ich wurde von selbst wach. Oder mein Vater weckte mich, «Freund, steh auf!» – so sein Ruf am Morgen.

Inhalt

Kinderzimmer
SEITE 7

Wohnzimmer
SEITE 27

Küche
SEITE 52

Badezimmer
SEITE 57

Garten
SEITE 62

Wege
SEITE 68

Schule
SEITE 74

Spielplätze
SEITE 90

Bei anderen
SEITE 120

Im Auto
SEITE 139

Ferien
SEITE 150

Niemandsland
SEITE 170

9. November 1989
SEITE 181

Kinderzimmer

Morgens musste erst mein Bett hochgeklappt werden, bevor man im engen Kinderzimmer zum Fenster durchkam und die Vorhänge aufziehen konnte, sodass der Blick auf den von vier baugleichen, fünfgeschossigen Neubaublöcken gebildeten Innenhof fiel, mit Rasen, Sträuchern, Silberpappeln (die wuchsen am schnellsten), Sandkasten (dafür war ich schon zu alt) und dem eingezäunten Asphaltfußballplatz (meinem Lebensmittelpunkt). Ich hatte keine Lust auf diese Arbeit, jede nicht dem Spiel dienende Tätigkeit kostete mich Überwindung. «Das ist doch nur ein Handgriff!», sagte meine Mutter und machte es selbst, weil sie nicht die Geduld hatte, auf die Einsicht oder die nötige Reife ihrer Kinder zu warten. Man konnte das Bettzeug vorher mit einem Gurt festschnallen, aber ich drückte, wenn ich das Bett doch einmal selbst machte, einfach so fest dagegen, dass es irgendwie zuging. James Bond war einmal in so einem Wandbett hochgeklappt und durchs Bettgestell erschossen worden, aber es war dann nur ein Doppelgänger gewesen.

Ein grüner Vorhang verschönerte die Rückseite des Betts. Die Nägel, mit denen die Gardinenstange an der Presspappe befestigt war, fielen allerdings heraus, weshalb ein Ende der Stange nach unten hing und die Rädchen der Gardinen-

klammern abrutschten. Ich schlug mit der schmalen Seite des Hammers neue Nägel ein, aber von unten nach oben ließen sie sich nur schwer durchs glatte Furnier treiben, ohne zu verbiegen. Bei uns war immer etwas kaputt, und wir waren an die provisorischen Reparaturlösungen meines Vaters gewöhnt. Beim Wartburg war die Lenkradschaltung abgebrochen und durch eine Kugelschreiberhülse ersetzt worden. Die Teppichkante vor der Küchentür franste aus und bog sich nach oben: Wir besaßen eine Rolle rotes Teppichband aus dem Intershop, mit dem wir sie aber nur ungefähr einmal im Jahr abklebten, damit die Rolle länger reichte. Die Play-Taste des flachen Kassettenrekorders rastete nicht mehr ein, man musste sie mit einem Radiergummi unten halten, über den ein Einweckring gespannt war. Ich wollte immer wissen, was im Rekorder vor sich ging, aber es war wie verhext: Wie beim Kühlschrank passierte das Entscheidende erst, wenn die Klappe sich schloss.

Das Viertel war auf Feldern errichtet worden, am Anfang hatten wir begeistert im Baustellenschlamm gespielt und waren auf Kabeltrommeln balanciert. Die Baumaßnahmen hatten die Natur nur kurzzeitig zurückdrängen können. Mäuse kletterten durch die Abzugsschächte in die Küchen, oder sie kamen in den Spalten zwischen den Plattenbauelementen die Wände hoch. (Mein Vater erschlug mit der Faust einmal eine, sie hatte an der Wand gesessen und ihm beim Brotschneiden zugesehen. Als Vater musste man so etwas tun.) Motten fraßen den Filz von den Klavierhämmerchen, auf dem Balkon nisteten Schwalben. Unterm Fensterbrett im Kinderzimmer drang bei starkem Regen das Wasser durch, die Tapete löste sich. An der Decke vom Wohnzimmer störte ein nasser Fleck, die Stelle dichtete mein Vater mit Alufolie

ab. Nach dem Regen lagen Hunderte verendete Regenwürmer auf den Asphaltwegen. Mit dem Kaufhallenmehl brachte man kleine schwarze Käfer nach Hause, die einmal im Jahr die Wohnung bevölkerten. Zu Weihnachten, wenn die Baumkugeln ausgepackt wurden, fanden wir sie tot in ihrem gläsernen Sarg.

Die Fenster standen in Sommernächten offen, und der Geruch der nahen Rieselfelder, wo die Abwässer Berlins in den Boden sickerten, erfüllte das Zimmer, tagelang hing er über dem Wohngebiet, kurios für Gäste, aber mir nicht unangenehm. Ich lag im Bett wach und hörte von ferne Autos auf dem Autobahnring fahren, der Berlin wie eine natürliche Stadtgrenze umschloss; Buch gehörte, obwohl es außerhalb lag, trotzdem dazu, dafür sorgte schon die S-Bahn. Das Gefühl von Geborgenheit machte es besonders lustvoll, sich vorzustellen, wie feindliche Soldaten Buch überfielen. Weil wir ganz oben wohnten, konnte ich mich ducken und unbemerkt bleiben, bis sie sich in den unteren Stockwerken ausgetobt hatten. Die Wohnungstür ließ sich mit den schweren Flurschränken verbarrikadieren, die Türen waren ja aus Pappe (für einen Dieb empfahl es sich, einfach ein Viereck rauszuschneiden und die Klinke zu betätigen). Ich würde mich an die Balkonbrüstung hängen und fallen lassen, um mich am Balkon ein Stockwerk tiefer festzuklammern. Konnte ich auf diese Weise die fünf Stockwerke bis nach unten gelangen? Ab welcher Etage würde man eine Landung in der weichen Erde des Vorgartens überleben? Ich malte mir das immer wieder aus, aber es war unmöglich, die Konsequenzen so eines Sprungs wirklich zweifelsfrei zu durchdenken.

Auf dem Gelände der Zivilverteidigung, einem abgezäunten Komplex zwischen S-Bahn-Gleisen und Panke, stand als

Übungsobjekt ein eingestürzter Plattenbau, den man beim Vorbeifahren von der S-Bahn aus kurz durch die Bäume sehen konnte, oft machten wir uns darüber lustig, weil wir in ihm das Schicksal unserer Gebäude vorweggenommen sahen. Manchmal heulte dort mitten in der Nacht eine Sirene auf, dann wartete ich in meinem Bett mit zugeschnürter Kehle auf das Dröhnen heranjagender Bomberstaffeln. Deckte sich der Rhythmus des Sirenentons mit einem der Alarmsignale, die ich auf der Rückseite eines Jahreskalenderkärtchens in Form von Schlangenlinien aufgemalt gesehen hatte? Feueralarm, Katastrophenalarm, chemischer Alarm, Atom- und Luftalarm – bei Letzterem sollte man «Haupt-, Gas- und Wasserhahn schließen». Am Morgen stellte ich mit einem vorsichtigen Blick aus dem Fenster fest, dass sich draußen nichts verändert hatte. Eine Neutronenbombe tötete nur die Lebewesen und ließ alles andere unbeschädigt. Wäre es nicht aufregend, als einziger Überlebender des Wohngebiets die fremden Wohnungen zu durchstöbern, bei Nachbarn, Klassenkameraden, Lehrern?

Ein Zug tutete in der Ferne. Erst jetzt achtete ich auf das laute Zirpen eines Heimchens, das von meinem Bewusstsein zumeist ausgeblendet wurde. Einmal hatte eines unter dem letzten Treppenabsatz im Hausflur gesessen, wo in allen Häusern Streusand lag und es nach dem Urin ausgesetzter Katzen stank. Die Kanten meines Bettgestells, das an der Rückseite kein Furnier hatte, weil man, wo Blicke nicht hinreichten, Material sparen konnte, rochen süßlich nach Chemie. Im Westfernsehen war davon die Rede gewesen, dass Formaldehyd krebserregend sei, ich bildete mir ein, dass es genau so roch. Ich machte mir Sorgen um die Umwelt: Aus

den Fabriken, die überall mitten in die Natur gebaut wurden, sickerte giftige Substanz in den Boden, die Nachrichten zeigten Männer in weißen Schutzanzügen, die die Gegend um Seveso mit an langen Stöcken befestigten Detektoren nach tödlichen Strahlen absuchten. Sogar Waldmeister war krebserregend, deshalb gab es den Geschmack nicht mehr, mein Bruder konnte sich noch an ihn erinnern. Im Westfernsehen hatten sie auch über lange, dünne Würmer im Büchsenhering berichtet, der Wein aus Österreich war mit Frostschutzmittel versetzt, für die Nudeln waren halbausgebrütete Eier verwendet worden. Mit der Lupe untersuchte ich unsere Nudeln und entdeckte tatsächlich schwarze Punkte.

Der Rahmen meines Bettkastens hatte in der Mitte schon einen Riss, man musste ihn immer mit einem Hocker abstützen, der aber etwas zu niedrig war, weshalb zusätzlich die *Kleine Enzyklopädie: Die Frau* draufgelegt wurde, die sich irgendwann einmal dazu angeboten hatte. Oben auf dem Bettkasten standen meine Platten. Leider wuchs dieser Block nur langsam, weil sie so dünn waren, und je mehr man hatte, umso weniger fiel es auf, wenn eine neue dazukam. Wenn ich auszog, würde das der Grundstock meines Besitzes sein. An einem Kleiderhaken am Kopfende des Betts hingen Beutel, auf einem stand «Jute statt Plastik», der stammte aus einem Westpaket. An den Beutel hatte mir meine Mutter Schulterträger genäht, man wollte die Hände frei haben, denn die gehörten in die Taschen. Musste es nicht «Jutet statt Plastik» heißen? An der Tür ein Aufkleber mit Humphrey Bogart: «No nukes, babe!» Ein runder Aufkleber: «Baum ab? Nein danke!» Auf einem verwaschenen, blauen Pullover stand «BOSS», auf einem anderen «FRUIT OF THE LOOM». Was bedeuteten diese Botschaften aus dem Westen?

Vom Umzug aus der Altbauwohnung im Friedrichshain stapelten sich auf dem Schrank noch die Apfelsinenkartons, in denen jetzt Eisenbahn und Metallbaukästen verstaut waren. Einmal im Jahr bekam ich mitten in der Nacht plötzlich Lust, die Bahn aufzubauen, aber dann war es doch schnell wieder langweilig, und ich legte Nägel quer auf die Gleise und atmete den Geruch von «verbranntem Strom» ein, weil Zerstörung unterhaltsamer war als konstruktives Wirken. Ganz oben auf den Kartons lag ein Lederköfferchen, in dem mein Großvater in der Nazizeit immer das Nötigste bereithielt für den Fall, dass er mitten in der Nacht abgeholt und ins Gefängnis gebracht würde. Jetzt war es der Koffer für unsere Indianersachen – Federschmuck, Cowboygürtel, Plastepistolen und Colts. Ein roter Tomahawk, schade, dass er aus Plaste war, ich hatte trotzdem versucht, die Klinge zu schärfen. Als es später Mode wurde, sich mit Objekten aus der Zeit der Großeltern zu schmücken (lange Wintermäntel, ausgeleierte Strickjacken, Nickelbrillen, Hebammenkoffer), benutzte ich den Koffer als Schultasche.

Meine Hand glitt über die Raufasertapete direkt an meinem Bett. Ich pulte an den Erhebungen, in denen überraschenderweise Holzfasern steckten. Auf der anderen Seite war das Bad, vom Duschen war die Wand an einer Stelle schon aufgeweicht, winzige Fliegen krabbelten hier. Jeden Abend zerdrückte ich ein paar davon, sicher war der Schimmelgeruch giftig. Warum kümmerte sich keiner darum? Warum musste ausgerechnet ich hier schlafen und bleibende Schäden davontragen? Ein eigenes Kinderzimmer hatten meistens nur die Einzelkinder, wir waren zu dritt, und es gab oft Streit. «Ihr seid Geschwister, ihr müsst zusammenhalten», hieß es dann. Wenn ich krank war, durfte ich nebenan ins «Oma-

zimmer» umziehen, das so hieß, weil meine Großmütter dort wohnten, wenn sie zu Besuch waren. Dann schlief ich auf der Couch (unter der sonst mein Lieblingsplatz war, direkt unter den Sprungfedern, vor allem wenn ich mich geschnitten hatte und die Wunde mit Jod-Tinktur behandelt werden sollte), trank aus einer Schnabeltasse und bekam den höhenverstellbaren Tabletttisch übers Bettzeug geschoben. Mit einem weißen, angenehm griffigen Drehknauf ließ er sich stufenlos schräg stellen. Bei besonders schweren Erkrankungen durfte ich mir das Katzenfell um die Nieren binden, das noch von unseren Vorfahren aus Insterburg stammte, die eine Gerberei besessen hatten.

Im Omazimmer hing eine Weltkarte an der Wand, die ein anderer Vorfahr angefertigt hatte, wodurch wir uns ein bisschen berühmt fühlen durften. Er war zur Eröffnung des Suezkanals eingeladen worden. Es gab auf der Karte noch viele weiße Flecken (in Afrika), und die Dimensionen der Kontinente stimmten nicht. Unter der Karte stand der kleine Plattenspieler, der so unpraktisch konstruiert war, dass sich die Acryl-Abdeckung über Langspielplatten nicht schließen ließ. Im Gegensatz zum Fernsehen musste man bei Schallplatten nie um Erlaubnis fragen, weil das Hören von Platten «die Phantasie anregte», wie meine Mutter sagte. Ich wollte so leben wie Ehm Welks Heiden von Kummerow, in einem Dorf in Mecklenburg voller herzensguter, schrulliger Landleute, und heimlich mit der Tochter vom Pfarrer den Kirchturm hochklettern. Alfons Zitterbacke, der durch die Dummheit der Erwachsenen immer zu Unrecht bestraft wurde. Hundertmal hörte ich *Die sieben Geißlein* in der Aufnahme mit Joseph Offenbach – das ausgelassene Lachen der Geißlein, wenn sie am Ende den Wolf in den Brunnen warfen. Die

besten Schauspieler des Landes sprachen diese Kinderproduktionen ein, mir wurde das aber erst viel später bewusst, als ich feststellte, dass ich die Stimmen der Schauspieler im Theater von meinen Kinderplatten kannte.

Wenn ich krank war, durfte ich vormittags fernsehen, aber leider begann das Programm erst um zehn. Ich guckte schon ab halb zehn das Testbild, hörte das Fiepen, versuchte, das Bild so scharf wie möglich zu stellen, und machte Sekundenwettzählen: in 60 Sekunden bis 300. Dann kam Schulfernsehen, seltsam, das zu Hause zu gucken, *English for you* mit Wörtern zum Nachsprechen und einem Gong: «Say after me, please!» Ich guckte sonst im DDR-Fernsehen eigentlich nur Fußballübertragungen, bis mein Vater mit dem Argument «Die schießen besser» auf Bundesliga umschaltete. Nachrichten, Politmagazine, Unterhaltungsshows nahm ich kaum zur Kenntnis. Es gab auch einen zweiten DDR-Sender, auf dem liefen sowjetische Dokumentationen über den Zweiten Weltkrieg, rumänische Krimis oder ein Bericht von den «18. Arbeiterfestspielen im Bezirk Rostock». Die Hornbrillen der Nachrichtensprecher, ihre roboterhafte Ausstrahlung, die ungelenken Bewegungen der Spieler beim Fußball, das alberne Fernsehballett (bei dem Männer mittanzten!). Und die Nachrichten dauerten doppelt so lange wie im Westen! Eigentlich ging ich immer davon aus, dass auch sonst niemand im Land unser Programm guckte, bis ich einmal im Krankenhaus war, wo sich alle Patienten, die gehen konnten, im Fernsehraum versammelten und im Bademantel *Polizeiruf 110* sahen.

Vom DDR-Radio wusste ich noch weniger als vom DDR-Fernsehen. Am Sonntagmorgen weckte uns laute Orchester-Musik aus dem Wohnzimmer, die BBC-Wunschsendung aus

London. Eine wohlklingende, freundliche Männerstimme, die einem vertraut vorkam, sagte die Stücke an: «Condaktet bei Hörbört von Karajahn.» Meine Eltern waren begeistert, weil ein Herr aus Ghana sich was von Bach gewünscht hatte: «Da sitzt der in Ghana und hört dieselbe Sendung wie wir! Ist das nicht herrlich?» Und dass man im Krieg für Sender London ins Gefängnis kam. Damals hörte man mit dem Kopf unter einer Decke Radio, genau wie ich. Oder sie rätselten: «Ist das Bruckner?» Das Orchester dröhnte, sie schrien dagegen an. «Nein, Mahler.» – «Neeein, das ist nicht Mahler.» Am Ende wurde durch den Moderator die Auflösung verkündet. «Tatsächlich, Bruckner! Hätt ich nicht gedacht!» Dass man die Komponisten an den Geräuschen erkennen konnte, die das Orchester machte!

Lange hatte ich unser Radio nur als eine Art Küchengerät wahrgenommen, es stand vor den Scheiben der Durchreiche, fettig von den Dünsten, die Antenne wie bei all unseren Radios abgebrochen und mit buntem Tesaband geklebt. Wenn meine Mutter in der Küche werkelte, hörte sie immer scheppernde Klassik. Erst im Ferienlager lernte ich, dass die Musik, zu der wir auf der Disko getanzt hatten, auch im Radio lief, man musste nur die richtigen Sendungen finden: *Hits für Fans* oder *Musik nach der Schule* auf RIAS 2. In der Liste der anrüchigen Begriffe kam RIAS nicht weit hinter «HJ» und «USA». Ich hatte ein Hemd, auf dessen Brusttasche «U. S. Army» gestickt war. Wir trennten das «y» auf, «U. S. Arm» ging durch. Seltsamerweise gab es in den USA die größte Ausbeutung, aber am wenigsten Arbeiterproteste. Der amerikanische KP-Chef hieß Gus Hall, ob seine Landsleute den überhaupt kannten? In Essen saß Herbert Mies von der DKP. Die hatten viel Arbeit vor sich.

Unsere Kassetten aus dem Chemiefaserwerk «Friedrich Engels», Premnitz, standen im Ruf, den Rekorder kaputtzumachen, und eine 60er kostete 20 Mark. Nach und nach luchsten wir unseren Eltern deren alte West-Kassetten ab, auf denen sie Schlager für unsere Klassenpartys aufgenommen hatten, ideale Stuhltanzmusik: *Wärst du doch in Düsseldorf geblieben*. Dass meine Mutter auf die Frage, ob sie eigentlich früher Beatles- oder Stones-Fan gewesen sei, antwortete, sie hätten für so etwas kein Interesse gehabt, zog einen tieferen Graben zwischen uns als zwischen mir und meinen Westcousins, die lediglich in einem anderen Staat lebten.

Die Kassettenhersteller waren noch nicht darauf gekommen, die Kassetten umgekehrt in die Hüllen zu legen, damit sie flacher wurden. Wir hatten einen Grundig C2600 Automatic, den meine Hamburger Großmutter meinem Vater bereits vor meiner Geburt geschenkt hatte. Heimelektronik war eine Anschaffung fürs Leben. Das Schöne am Grundig war der praktische Schiebeknopf zum Spulen, den man auch mal anfassen durfte, während der rote Knopf tabu war, ein entfernter Verwandter des roten Knopfs in Moskau und Washington, der den Weltuntergang auslösen konnte. Nur manchmal wurde der Rekorder aufgebaut, und wir durften ein Gedicht aufsagen oder einen Witz erzählen. Die Kassette mit unseren Kinderstimmen hörten wir uns immer wieder begeistert an. Weil mein Bruder auch Musik aufnehmen wollte, kauerten wir vor dem offenen Kassettenfach und hielten unsere leeren Kassetten bereit. Es kam darauf an, wer das angesagte Lied schon hatte oder gar nicht wollte oder näher am Gerät saß oder rücksichtsloser reagierte und blitzschnell seine Kassette einwarf. Ab Mitte der 80er wurde im Radio manchmal ein Lied «von CD» gespielt, das markierte

ich sorgfältig auf dem linierten Papier in der Kassettenhülle. Ich füllte einen grau marmorierten Karteikasten mit einem ausführlichen Register meiner Kassetten, Lied für Lied, alles auf Karteikarten in Schönschrift. Die Länge der Lieder addierte ich und berechnete meine erbeutete Musikmenge. Ich benutzte diese Kartei nie, um irgendetwas zu finden, dazu hätte ich ja erst einmal die Übersicht verlieren müssen.

«Schalt dein Radio an, denn der *Treffpunkt* ist dran!» Am Ende vom *Treffpunkt* zählten sie auf, welche Bands am Abend in den West-Berliner Clubs spielen würden, im Quartier Latin, Loft, Quasimodo, KOB. Dort wurde Bier aus Büchsen getrunken, das wusste ich aus der *Abendschau*. Sie gaben auch wöchentlich neue Tarnadressen durch, über die man an den RIAS schreiben konnte, um ihm sein Herz auszuschütten. Aber ich war schreibfaul und schon mit meinen Patentanten überfordert. Und hörte die Stasi die Sendung denn nicht? Eine Cousine aus Hamburg behauptete, das Radioprogramm in West-Berlin sei nicht sehr gut. Es gab demnach Unterschiede? Ich wäre gerne Radiomoderator geworden, das klang, als wäre es nicht so anstrengend, und man bekam die Platten umsonst. Regelmäßig hörte ich eine weniger bekannte abendliche Anrufsendung: *Die Wählscheibe – Von ABBA bis Zappa*. Der Moderator plauderte mit den Hörern, was an sich schon ziemlich spektakulär war, denn diese entspannte Form zu reden kannte ich nur aus den Westmedien, wo niemand Angst hatte, durch ein falsches Wort sein Schicksal zu besiegeln. Ich nahm auf Verdacht Lieder von Neil Young oder Jethro Tull auf, weil ich die Namen von den Jeansjacken irgendwelcher Rocker kannte. Mit einem kleinen Telefunken-Empfänger namens «mini partner», der wie ein Robotergesicht aussah (Lautstärke- und Senderknopf waren die Augen,

der Lautsprecher der weit aufgerissene Mund), lag ich noch spätabends im Bett, das Ohr an den Lautsprecher gedrückt. Im Nachttisch meines Vaters lag ein flacher Minilautsprecher, der dazu gedacht war, ihn *unter* das Kopfkissen zu legen. Auf Mittelwelle empfing ich den Süddeutschen Rundfunk, da werde die beste Musik gespielt, hatte man mir verraten, aber die Wellen überstanden die weite Anreise nicht unbeschadet, ich musste immer nachjustieren, auch wenn ich die Zentralheizungsrohre als Antenne benutzte. Sie spielten Oldies, Musik aus der Vergangenheit, Sänger wie David Bowie hatten nämlich schon vor *Let's Dance* Lieder gemacht. Aber gut konnten die nicht gewesen sein.

Manchmal nahm ich ein Lied auf, bei dem mir Zweifel blieben, ob ich es wieder löschen sollte. *Kreuzberg ist so wundervoll* von MDK (Mekanik Destrüktiw Komandöh) war so ein Lied. Weil es kürzer als eine Minute war, hatte es einen Platz am Ende einer meiner Kassetten sicher. Ich stellte mir die Bandmitglieder als bärtige Männer vor – wie die Gebrüder Blattschuss, die bei der ZDF-Hitparade *Kreuzberger Nächte sind lang* gesungen hatten, was in eine Polonaise ausgeartet war, den klassischen Tanz der VEB-Brigadefeiern. «Kreuzberg», das klang wie ein fernes Dorf, in dem alle aussahen wie Ingo Insterburg, den meine Oma verachtete, weil er dem Namen ihrer Heimatstadt Schande machte. In Wirklichkeit war der einminütige Song, in dem es hieß: «Kreuzberg ist so wundervoll, Kreuzberg ist so einwandfrei. Diese geilen Außenklos! Diese grau'n Betonsilos!», mein erster Punk-Song. Ich spielte ihn bei der Klassendisko, und wir bestaunten gemeinsam diesen hastig erzeugten Krach. Musik konnte ja noch bedrohlich sein und den Teufel beschwören.